

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 36 — Sonntag, den 1. September 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

(Nach einem Offsetdruck
für das Schleittauer Hei-
matfest im Jahre 1927
von Gebrüder Pitz in
Schleittau.)



Mein

Erzgebirge!

Dich liebe ich, mein Erzgebirge, wie bist du schön
mit deinen friedlichen Tälern und sonnigen Höhn!
Wie lieb' ich deine Wälder, wo es feierlich rauscht
und an murmelnden Waldbächen schein das Hochwild lauht.
Ich grüße dich und rufe: „Ihr erzgebirg'schen Höh'n,
wie seid ihr doch so schön, o so einzig schön!“

Wie lieb' ich deine Menschen — ein ferngefunder Schlag —
in den Städten, in den Dörfern im frischgrünen Hag,
wohl derb zumeist, doch bieder und treu, gern hilfsbereit,
und die Brust so voller Lieder, auch in früher Zeit.
Ich grüße euch und rufe: „Ihr erzgebirg'schen Höh'n,
wie seid ihr doch so schön, o so einzig schön!“

Wie liebe ich dich, Pöhlbergstadt, stolz auf Bergeshöh'n,
und dich, Buchholz am Vergeshang, wie so mal'rich schön;
ihr Schwestern, schon vorzeiten durch den Bergbau erblüht,
euer Ruf nun jeh't auf's neu' alle Lände durchzieht.
Ich grüße euch und rufe: „Ihr erzgebirg'schen Höh'n,
wie seid ihr doch so schön, o so einzig schön!“

Auch grüß' ich dich, Bergkönig Fichtelberg, weithin bekannt,
du thronst über viele Höhen im deutschen Vaterland;
mögt immer du nur schauen bis in die fernste Zeit
auf ein großes, freies Volk, das stark durch Einigkeit.
Ich grüße dich und rufe: „Ihr erzgebirg'schen Höh'n,
wie seid ihr doch so schön, o so einzig schön!“

Doch nicht nur im Sommer, auch im Winter bist du schön,
wenn verschneit sind die Fluren, Sportlust belebt die Höh'n,
wenn Raureif dich verwandelt in eine Märchenwelt
und mich so ganz umfängen dein Weihnachtszauber hält.
Ich grüße dich und rufe: „Ihr erzgebirg'schen Höh'n,
wie seid ihr doch so schön, o so einzig schön!“

Einst muß ich von dir scheiden, denn das ist Menschenlos,
möcht' ruhen dann noch gerne in deiner Erde Schoß;
und über meinem Grabe, im Abendsonnenschein,
preißt's Vöglein in den Zweigen das, was einstmals auch mein.
Es singt und jubiliert: „Ihr erzgebirg'schen Höh'n,
wie seid ihr doch so schön, o so einzig schön!“

B.

Spitzenchriftel / Eine Erzählung von Robert Reinick

I.

Im zweiten Stockwerk eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit zwei Töchtern und einem fünfjährigen Knaben, gewohnt. Sie war eben im Begriff, eine weitere Reise anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung alles aus den Schränken geräumt und einen Teil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch vieles ungeordnet umherlag. Morgen, ganz in der Frühe, sollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leise geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!“ sagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Not täglich so viele Leute zwingt, auf solche Weise kümmerlich ihr Brot zusammenzuholen!“ — „Laß mich aufmachen, Mutter!“ bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Tür.

Draußen stand ein ärmlich aber rein gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappschachtel in der Hand. — „Kaufen Sie Spitzen?“ fragte das Kind in schüchternem Tone. „Wir brauchen keine“, rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Tür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spitzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient!“

„So geh doch! geh!“ schalt das Dienstmädchen, das dazukam. „Wir brauchen nichts, du hast es ja gehört!“ Mit diesen Worten wollte sie die Tür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen, und erst, als es zu wiederholten Malen gefragt worden war, warum es denn gar so kläglich tue, stotterte es die Worte heraus: „Meine Mutter ist so krank und kann nicht verdienen, und wenn ich keinen Pfennig nach Hause bringe, was soll sie da anfangen?“

Der Frau tat das Kind leid, sie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu essen. Anfangs war es scheu und zaghaft; erst als sie ihm herzlich und freundlich zuredet hatte, bekam es Vertrauen. So ward es nach und nach immer offener, und der unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in sein Gesicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und selbst Armut und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten aufdrücken können.

Zuletzt löste sich denn auch die sonst so lebendige Zunge des Kindes, und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen sei aus seinem Dorfe im Erzgebirge, wo die Leute alle mit Weben und Spitzentöpfeln sich ernährten. Früher hätten sie damit ihr gutes Brot verdient, jetzt aber verarmten die meisten beim besten Willen zu arbeiten. Das käme aber daher, weil die Städter jetzt wenig Spitzen mehr kaufen wollten. Nun sei ihr Vater gestorben, ihre Mutter, noch angegriffen von einer schweren Krankheit, wisse kaum, wo sie ihr tägliches Brot für sich und ihre zwei Kinder hernehmen solle, denn sie habe noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte sie, daß sie schon am Sonntage hier gewesen wäre, sie hätte aber niemand im Haus angetroffen. „Nehmen Sie mir's nur ja nicht übel, wenn ich so zudringlich bin“, schloß das Mädchen, „ich würd' es nicht tun, wär's nicht um der Mutter willen!“

Nun erst vermochte Spitzenchriftel — denn so wurde das Kind, wie es selbst sagte, überall genannt — sich an Speise und Trank zu sättigen, und als ihr gar die Leute versprochen, noch manche alte Kleidungsstücke für sie und ihre Mutter auszusuchen (sie solle nur bis morgen um sechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war sie überglücklich. Zum Abschiede reichte sie jedem von der Familie ihre derbe, runde Hand, sprang dann flink wie ein Reh die Treppe hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr lustig nachrief: „Ade, Spitzenchriftel! Komm aber nicht zu spät, denn wir reisen um sechs Uhr fort!“

II.

Am Morgen des nächsten Tages, es mochte halb sieben Uhr sein, kam Spitzenchriftel in voller Eile die Bürgerwiese dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo sie die ihr versprochenen alten Kleider abholen sollte, fand sie verschlossen. Es ahnte ihr schon, sie würde zu spät gekommen sein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafstelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt, die tränkliche Wirtin zu wecken.

Noch gab Christel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereist war. Erst pochte sie an die Tür, — drinnen war alles still. Sie legte das Ohr an die Tür, da klapperte etwas! — Es mochte wohl ein offenstehendes Fenster gewesen sein, — aber Christel meinte, es könnte ja doch noch jemand anders in der Wohnung sein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie achtete gar nicht darauf, daß eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und sie längere Zeit von weitem beobachtete.

Endlich versuchte die Kleine durchs Schlüsselloch in die verschlossene Wohnung zu sehen. Da erblickte sie ein versiegeltes Zettelschen, das im Schlüsselloch steckte. Erst nach langem Zögern wagte sie, dasselbe herauszunehmen. Sie las die Aufschrift: „An Spitzenchriftel.“ — Erstaunt und hocherfreut durchflog ihre Blicke den Inhalt. In dem Briefe ward ihr von der bereits abgereisten Hamburger Frau ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten Sachen für sie bereit liege. In der Eile der Abreise hatte man dieses Mittel gewählt, um der verspäteten Christel die Sachen zukommen zu lassen. Zwar wäre noch ein anderer Weg dazu möglich gewesen: man hätte das Bündel dem Hausmanne mit dem Auftrag übergeben können, daß er es dem Kinde, wenn es käme, einhändigen möge. Der Mann war aber als ein neidischer Geizhals bekannt, und man fürchtete, er würde den Auftrag vielleicht nicht ausführen.

Dieser Hausmann war ein alter Flickschneider, der mit seiner zänkischen Frau im Nebengebäude wohnte, und dessen Amt es war, die Türen des Hauses zu öffnen und zu schließen, Hof und Garten rein zu halten und dergleichen mehr. — Kaum hatte Christel den Brief an sie gelesen, so sprang sie auch schon in schnellen Sätzen in den Keller hinunter. Erst nach vielem Herumtappen durch einen schmalen Gang, der an einigen verschlossenen Holz- und Kohlenverschlüssen vorbeiführte, fand sie die bezeichnete Treppe. Unter ihr in einem dunklen Winkel sollte das Bündel liegen. Nicht weit davon fiel durch eine kleine Oeffnung ein Lichtstrahl in den Keller; um so düsterer war der Winkel. Da stand ein alter, zerbrochener Kinderwagen, Scherben und Geröll lagen auf einem Haufen umher. Christel suchte darin umher, endlich fühlte sie etwas Weiches, es war das Bündel. Aber daneben hatte sie beim Herumfühlen in dem Schutt noch etwas anderes gefunden; es war ein altes verschlossenes Pappkästchen. — Das alles konnte doch wohl für niemand als für sie bestimmt sein.

Im ersten Augenblick wollte sie sämtliche Sachen, ohne sie vorher zu besehen, aufpacken und damit nach Hause gehen. Die Begier aber, die ihr zugehenden Geschenke auf der Stelle in Augenschein zu nehmen, war doch zu groß. Zwar war es dunkel in dem Kellerloch, aber in der Nähe fiel ja der Lichtstrahl auf den Boden. Da trug sie schnell ihre Schätze hin.

Zuerst öffnete sie das Bündel mit den Kleidern. Da fand sich ein Rock und Wäsche für die Mutter darin und sogar ein Kleid für sich selbst. Sie konnte sich nicht enthalten, es sich anzupassen; es paßte, als wäre es für sie gemacht, sie war voller Freude. Was aber mochte nun wohl die Pappschachtel enthalten? Die sah altmodisch und ärmlich aus und war mit einem verbläuten, schmutzigen Bande zugebunden. — Erst, nachdem sie die Kleider sorgfältig wieder zusammengeschürzt, nahm Christel

das geheimnisvolle Kästchen auf, um es zu öffnen; sie wog es in der Hand. Da kam ihr vor, als hörte sie in der Holzkammer nicht gar weit von sich etwas rauschen. Sie horchte, — es war weiter nichts zu hören, aber als sie sich umsah, ward ihr recht unheimlich zu Mute. Der Keller war öde und dumpfig, eine Totenstille um sie her. Nur ganz unten, wo es weit in das Dunkel hineinging, fielen einzelne Tropfen von durchsickerndem Wasser in gleichmäßigen Pausen vom Gewölbe herunter, — sonst kein Laut.

Bald siegte jedoch ihre kindliche Neugierde und ließ sie alle Angst vergessen. Sie versuchte, das Band aufzuknüpfen, das die Schachtel verschloß; in ihrer Hast zog sie den Knoten nur um so fester zusammen. — Da klang es wieder, als hustete jemand leise in der Nähe. — Auch jetzt stuchte Christel für einige Augenblicke, dann aber ließ sie sich nicht weiter stören und versuchte mit Gewalt das Band zu zerreißen. Es gelang, doch zu gleicher Zeit glitt auch das Kästchen dem Kinde aus der Hand. Der Deckel löste sich im Falle, und klirrend fiel der Inhalt auf den Fußboden nieder. Sie erschrak. Da lag vor ihren Füßen eine große silberne Taschenuhr mit altmodischer Stahlkette, ein ebensoicher Halschmuck von bunten Glaskorallen mit einem silbernen Kreuzchen daran, und wohl zwei Dugend silberne Löffel.

Das eine fühlte sie gleich beim ersten Anblick des Schatzes: diese Dinge konnten unmöglich für sie bestimmt sein. Eine rechte Angst befiel das arme Mädchen; es war ihr, als müßte sie alles, selbst das Bündel mit Kleidern, dort zurücklassen und schnell die Treppe hinauf ans liebe, freie Tageslicht laufen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber die schönen Sachen dort liegen zu lassen, war auch wieder bedenklich, wer weiß, ob sie nicht gestohlen werden konnten! Endlich ermannte sie sich und kniete am Boden nieder, um die Schätze wieder einzusammeln; was sie dann damit machen würde, wußte sie selbst noch nicht. Behalten hätte sie sie auf keinen Fall, darüber war sie mit sich einig.

Eben hob sie die Uhr vom Boden auf. Da schrie eine freischende Stimme hinter ihrem Rücken: „Diebe! Spitzbuben! Diebe!“ Christel warf in der Angst ihres Herzens die Uhr in den Schutthausen, ergriff ihr Kleiderbündel und wollte damit fortlaufen; aber als sie kaum ein paar Schritte durch den Gang getan, griff eine Hand sie an den Arm, Leute kamen die Kellertreppe heruntergelaufen, auch die packten sie und führten sie zurück zu der Stelle, wo noch das Silberzeug am Boden lag.

„Hab' ich dich endlich, du Spitzbube!“ schrie ein altes, häßliches Weib. Es war die Hausmannsrau, die sie zuerst ergriffen hatte. Der Mann, der dazu gekommen, hob eine Bohnenstange, die dort in der Nähe stand, empor und würde das Kind in seiner Wut blindlings geschlagen haben, hätte nicht ein Holzhacker, der mit ihm vom Hofe, wo er eben Holz gefügt hatte, auf das Geschrei der Alten heruntergeeilt war, ihn zurückgehalten.

„Mann, flink! lauf zum Polizeiwachtmeister!“ schrie die Frau, die noch immer das Kind festhielt. „Bring ihn her, daß er gleich hier am Orte die Bescherung sehen kann. Aber du gehst auf der Stelle! Hörst du? Wer weiß, was das Diebesgesicht hier noch alles versteckt hat!“ — Der Mann lief fort, und nun überschüttete die Frau das erschrockene Kind mit einer wahren Flut von Schimpfworten. Sobald es nur den Mund aufzutun wollte, um sich zu rechtfertigen, wurde es mit Stößen zur Ruhe verwiesen. „Ich werd dich lehren“, schrie sie, „mir künstlich meine Uhr und mein Silber zu stehlen, du Rabe du! Und wo hast du das Bündel da her? Jakob, sieh doch einmal nach, was da drin ist!“ Der Holzhacker tat, was ihm die Frau befahl. Das Kind wollte sagen, wie es zu den Kleidern gekommen, aber die Alte ließ es nicht zu Worte kommen. „Ei, sieh da! die Kleider sollst' ich ja kennen. Also auch die Leute da oben, die eben abgereift sind, hat sie bestohlen? Seht doch, wie pfiffig das junge Ding schon ist. Erst wird geklopft und dann geklingelt, und dann das Ohr an die Tür gelegt, — oh, ich hab' alles gesehen! — und wenn man merkt, daß niemand da ist, geht's wie der Wind in den Keller, um das gestohlene Gut aus dem Diebeswinkel abzuholen. Aber warte nur, wenn du erst wirst eingesperrt sein,

wird dir bei Wasser und Brot dein Handwerk schon gelegt werden. — Ja, heule und schreie nur immer zu! Alles Heuchelei, alles Lügen!“ Auf seinen Knien bat das Kind, man möchte es doch freilassen; es wäre ja ganz unschuldig. Da half kein Bitten und Flehen.

Bald war auch der Hausmann wieder da mit dem Polizeidiener. „Da haben wir sie endlich“, sprach er und zeigte auf das Kind; „das ist die Brut, die uns vorgestern unsere Sachen gestohlen hat, und das am lieben heiligen Sonntagnachmittag, als ich gerade mit meiner Frau zum Vogelschießen nach Blasewitz gegangen war!“

Alle Versuche des Mädchens, sich zu rechtfertigen, waren vergebens; auch der Brief der Hamburgerin wollte sich nirgends finden. Wie die Sachen standen, war es Pflicht des Polizeidiener, das des Diebstahls sehr verdächtige Kind mit sich zu nehmen. Und so geschah es denn auch.

Als sie über den Hof gingen, lief dort ein junger Hund umher, der in lustigen Sprüngen ein Stück Papier zernagte und zerriß, daß die Fetzen davon im Winde umherflogen. Keiner bemerkte es als Christel. „Das ist am Ende mein Brief, den ich verloren habe“, dachte sie bei sich, aber Scham und Angst schnürten ihr die Kehle zu. Sie wagte kein Wort zu sprechen. Ohne sich weiter zu sträuben, ging sie neben dem Polizeidiener her, der sie auf ihre Bitte losgelassen hatte. Sie verdeckte ihr Gesicht mit der Schürze; kaum vermochte sie noch etwas zu denken.

III.

In einem Dorfe, tief in einem Tale des Erzgebirges, läuteten die Abendglocken. Die Sonne ging im vollen Glanze hinter den Bergen unter. Weber und Spizenklöpplerinnen saßen vor ihren Häusern und ruhten von der Arbeit aus, Feldarbeiter kamen mit Gesang aus den Tälern heim; unter den breitstämmigen Linden, die auf dem freien Plage vor der Kirche standen, spielten die Kinder des Dorfes. Alles war so friedlich und still, und die Schönheit der Natur an dem frischen, heiteren Herbstabende ließ die Leute für kurze Zeit all ihre Sorge und Not vergessen.

Eine Seele aber war da, die diese Ruhe nicht finden konnte. Am Ende des Dorfes, wo der Hofsweg an dem verfallenen Gemäuer eines alten Schloßturmes vorbeiführt, saß Frau Anna, die Mutter Spizenchristels, in der grünen Laube vor ihrem kleinen Haus und sah sehnsüchtig den Weg hinunter nach ihrem Töchterchen aus. In der Haustür neben ihr spielte der kleine Hans, ihr Söhnchen, mit drei jungen Kätzchen und freute sich an ihren lustigen Sprüngen. Das fröhliche Kind ahnte nicht die Sorgen, die seine arme Mutter drückten. Nur von Zeit zu Zeit fragte es: „Mutter, ist noch nichts von Christel zu sehen?“ Aber eben diese Worte waren es, die der besorgten Mutter jedesmal einen neuen Stich ins Herz gaben. Zwei Tage waren nun schon verstrichen, seit sie die Rückkehr ihrer Christel bestimmt erwartete, und immer noch war nichts von ihr zu sehen. Die Krankheit, die sie im Bette zurückgehalten hatte, als ihre Tochter mit dem Spizenkasten nach Dresden gegangen, war schneller gewichen, als sie selbst es erwartet hatte.

Wie sie so dasaß und in ihrer Sorge um das Kind gar nicht merkte, daß kalte Nebel schon aus den Tälern aufstiegen, sah sie auf der Straße, die in den Mühlengrund hinabführte, ganz von weitem den langen Andreas daherkommen. Er war des Nachbarn Sohn, der von Zeit zu Zeit Botengänge nach Dresden zu machen pflegte. — Gern wäre sie ihm entgegengegangen, um ihn zu fragen, ob er in Dresden nichts von ihrem Kinde gehört habe, aber dazu fühlte sie sich doch noch zu schwach.

Sie verwandte keinen Blick von ihm; da gewahrte sie, wie der Gemeindevorstand, der zufällig auf derselben Straße dem Andreas entgegenkam, an ihn herantrat. Beide schienen, soweit sich's von ferne sehen ließ, sehr eifrig miteinander zu sprechen, ja sie glaubte sogar zu erkennen, wie der Gemeindevorstand bedenklich und erschrocken mit dem Kopf schüttelte.

„Wenn die beiden nicht von einem Unglücke sprechen, das meiner Christel zugestoßen ist“, sprach Frau Anna leise vor sich hin. — „Soll ich den Andreas herholen?“ fragte Hans. — „Er wird schon von selbst kommen“, bemerkte die Mutter, „spiel du nur ruhig mit deinen Kätzchen.“ (Fortsetzung siehe Seite 6.)

Orientierungsreise nach Annaberg. Von Curt Schreiber

(Aus dem Fachblatt Band-, Spitzen- und Posamenten-Industrie, Leipzig S. 3, Organ d. Erzgebirgisch. Posamenten-Verbandes nebst Werbestelle.)

Ehemals, wo man nur mit der mühsam sich vorwärts prustenden Eisenbahn, aber sicher behütet, in vorsichtiger Fahrt durch das sich schlängelnde freundliche Zschopautal gen Annaberg kommen konnte, gab schon der steile Fußweg vom Bahnhof zur Stadt einen deutlich mahnenden Beweis, daß die liebe Stadt tatsächlich eine Stadt des Berges ist. Oben, am Marktplatz, stand man wohl erst einige Minuten still, wo der Wirt vom „Wilden Man“ wohlbehaglich unter dem Tor seines heimbietenden Hauses saß, um kennerisch die Fremden nach Gestalt und vermeintlichem Verdienst abzuschätzen. Und heute? „Hab ich den Markt und die Straßen doch nie so lebhaft gesehen, ist doch die Stadt wie verlehrt.“ Selbst die in ihren weiten Renaissance-Puffärmeln auf einem Marmorsockel ewig stehende arme Barbara Uttmann blickt ängstlich auf das laute Getümmel umher, auf die stetig kommenden und abfahrenden hupenden Autobus-Elefanten, die auf dem Markt ein Gewoge von Menschen verfrachten, die allesamt in Annaberg irgend etwas zu tun haben müssen. Auch ich steige aus solchem Gefährt, noch ganz wohligh beeindruckt von der herrlichen Fahrt, die über grüne Felder, anmutige Täler und blaue, waldbestandene Berge ging. Rasch orientiere ich mich nach Zweck und Ziel meiner Reise, begehe, durchschreite, erklettere die Straßen und Gäßchen, die nach dem Gewaltsbloß der imponierenden, spitz in die Wolken ragenden **Sankt Annenkirche** leiten, wo ich natürlich Eintritt finde und den befinnlichen Eindruck der Geschichte Annabergs, die sich in den gotischen Pfeilern und Deckengewölben, den mittelalterlich meisterhaft geschnitten und bemalten Epitaphien, dem schönen Orgelwerk, den alten Bildern, so mittelbar den Besuchern mitteilt, auch auf mich wirken lasse.

Gegenüber der Kirche befindet sich das **Heimat-Museum**. Ich blättere in verbeulten dicken Folianten und Musterbüchern alter Annaberger Posamenten-Firmen, wie Eisenstuck, Hohl, Gerischer, deren letzten Vertreter ich persönlich noch kannte. Und bei dem ruhigen Umblättern und der staunenden Einsichtnahme der zahlreichen bewundernswerten Muster, die Gewissenhaftigkeit, Treue, Stolz, kaufmännische Intelligenz, eingesammelt, regi-

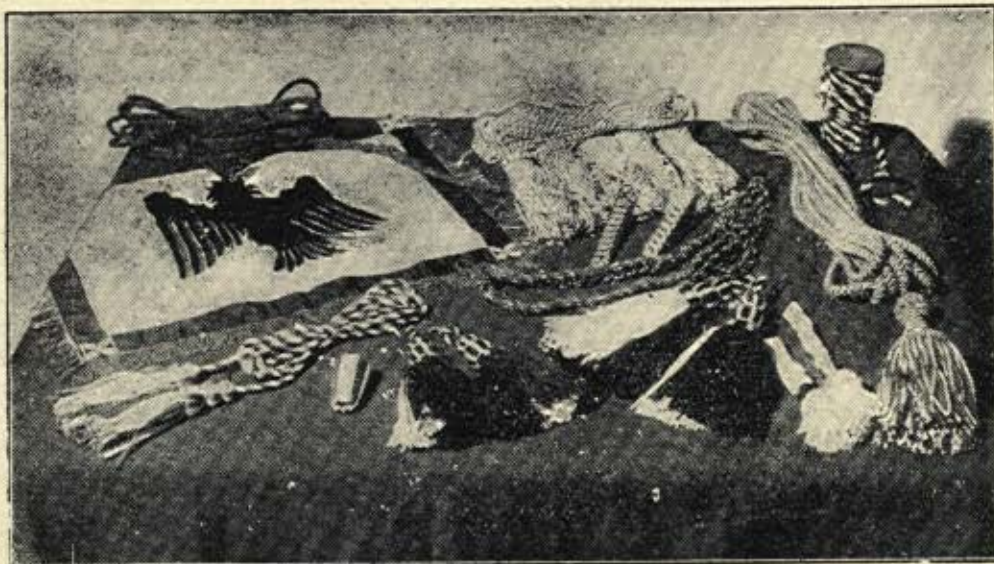
striert, und weit als Waren in fernste Länder auf Segelschiffen und Kamelfrachtwegen verschickt und den Namen Annaberg weltbekannt gemacht haben, beklemmt mich plötzlich heiß der Gedanke der Gegenwart. Die Firmen-

schilder, wie ich solche noch vor 35 Jahren an beinahe jedem Hause zu lesen bekam: „Trimmings, Spitzen, Posamenten, Knöpfe“ sind, bis auf wenige Ausnahmen, verschwunden. Sie sind in den ewigen Schlaf gegangen, haben liquidiert, bankrott gemacht, sind versunken, verschollen, vergessen; ihre Inhaber ruhen da draußen auf dem stillen Friedhof unweit der historischen, breit sich auswuchenden Linde und dem klassisch schönen Grab-Denkmal Barbara Uttmanns. *Tempi passati.* — Und heute? Wo sind die Posamenten, ihre Fabrikanten, Kaufherren, Verleger, Arbeiter, Heimarbeiter, die Einkäufer aus England, Amerika und anderen Ländern, die der Buchholzer Gasse und den Hotels ein internationales Gepräge gaben — was ist mit diesen und jenen, was tun sie, wo stecken sie, wo kann man Posamenten spüren, sehen, den Begriff Posamenten umfassend kennen lernen? Es ist bitter, gestehen zu müssen — Diogenes muß man sein, Posamenten aufzufinden. Viel Gegenständliches berührt und findet man da auf solcher Streife. Beispielsweise, wo noch vor kurzem eine Riesenfabrik von Möbel- und Dekorationsposamen-

ten schließen mußte und, unfählicher Rechtsbegriff, teure Maschinen u. Werkzeuge verschrotten ließ, stampfen und stanzen daselbst andere Maschinen täglich Milliarden von Flittern in lebhaft bunten Farben, bestimmt für ferne fremde Exportgebiete. Andere Flitterfabriken schließen, weil die Mode ihnen keinen Absatz gönnt. Perlen und Glassteine aus Gablitz, wie sie ehemals waggonweise im Annaberg-Buchholzer Bezirk zur Her-



Die Spitzenschneidlerin.



Posamenten im neuen Deutschland.

stellung von Perlschlung, Befägen, Grelots und vielen anderen Artikeln mehr, verarbeitet wurden, sind anscheinend nur als erinnerungswerte Mittel einer großen Mode vergangener Jahrzehnte zu buchen. Andererseits und anderswo werden entzückende Taschen mit feinen Perlen und strahlenden Flittern gearbeitet; England ist ihr Abnehmer. Musterzeichner, die vor 30, 40 Jahren gesuchte, gut bezahlte Kräfte waren und in manueller

Geschicklichkeit den Kreidestift nach dem beweglichen Linienpiel ihrer Phantasie zeichnen ließen, verlangt, braucht Annaberg nicht mehr. Und dennoch sehe ich solche in einem Geschäft beim Entwerfen von Nähkragen tätig; auch Kleinkunstgewerblerinnen für Schließen, Agraffen, Gürtel, Knöpfe, besleißigen sich zur Hebung und modischen Begbereitung von Posamenten. Bei einer anderen angesehenen Fabrik von Möbel- und Dekorations-Posamenten sind die zahlreichen Fenster-scheiben arg verstaubt, auch kein Maschinenlärm dringt aus dem Gebäude; seit langem steht der Betrieb still. Unweit davon arbeitet wieder eine Schar von Mädchen und Frauen in großen lichten Räumen an der Herstellung von Lampenschirmen, neuesten Formen und Mustern von Häkelhüten. Mehrere Schnurfabriken lassen vernehmlich ihre Plättler-, Simpen- und Schnur-Maschinen laufen und die Maschinenfabrikation in Buchholz ist mit der Reuherstellung von wunderbar präzise arbeitenden Chenille-, Schnur-, Simpen-, Franzosen-, Galon- und Storesstoff-Maschinen bis 5 Meter

Breite, bei guter Belegschaft, zufriedenstellend beschäftigt. Klöppelspizen in den Kontoren Annaberg-Buchholz finde ich zahlreich verarbeitet zu Decken und Decken in ihren vertrauten hundertjährigen alten Mustern und Ausführungen,

aber — so frage ich mich, warum das starre Festhalten an dem Alten? Auch in Spizen lassen sich Reformen schaffen. Ich denke hier an die italienischen Spizen, wie ich z. B. in Mailand in einem modernen Café Motta, Klöppelspizen unter Glas als Tischplatte und Wandstoffe mit derb-

klöppeligen Einsätzen, wirklich bewundern durfte. Natürlich die Preise — ich vergaß, aber übersehe sie nicht. Die echte Handklöppelei bleibt ihrer Technik wegen und trotz der niederen Entlohnung — teuer. Die Barmer Klöppelspize in ihrer vortrefflichen Imitation und moderneren Musterung wie Verwendungszwecken muß ja ungleich begehrter und darum ein schwerer konkurrierender Artikel bleiben.

Hierbei schäme ich mich meinerseits eines charakteristischen Eindrucks; ich unterhalte mich in Gottesgab, dem böhmischen Grenzort vom sächsischen Oberwiesenthal, nach Kaffeekasse

und Ausgabe von 15 Kronen, mit einer Klöpplerin, die vor ihrem Häuschen fleißig arbeitet; frage nach ihrem Verdienst und höre von 6 Pfennig Stundenlohn — eine Bezahlung von Arbeitskraft, die in Japan auch nicht viel niedriger sein soll? Gewiß, Fleiß, Geschicklichkeit sind ungleichmäßig, die eine Klöpplerin vermag nur 6 Pfennige und die andere 12 Pfennige die Stunde zu verdienen. Welcher Kopf aber löst das schwierige Problem der Zufriedenstellung der Heimarbeitslöhne, ohne die schwache Nachfrage der Wirtschaft vollends zu unterbinden?

Mir begegnete auf meinem kurzen Annaberger Aufenthalt mancherlei Bedenken an ewig bleibendem Geist; ich besuchte die Stätte von Peter Gast, dem früheren Freund von Friedrich Nietzsche und Richard Wagner. Ich vernahm manches Traurige, Trübe, Pessimistische, Unkulturelle, hörte von wenig Verständnis und negativer Hilfe verpflichteter Stellen. Schließlich vernahm ich endlich doch auch erlösende Worte des Glaubens, Mutes und volles Vertrauen an die innewohnende Kraft des erz-

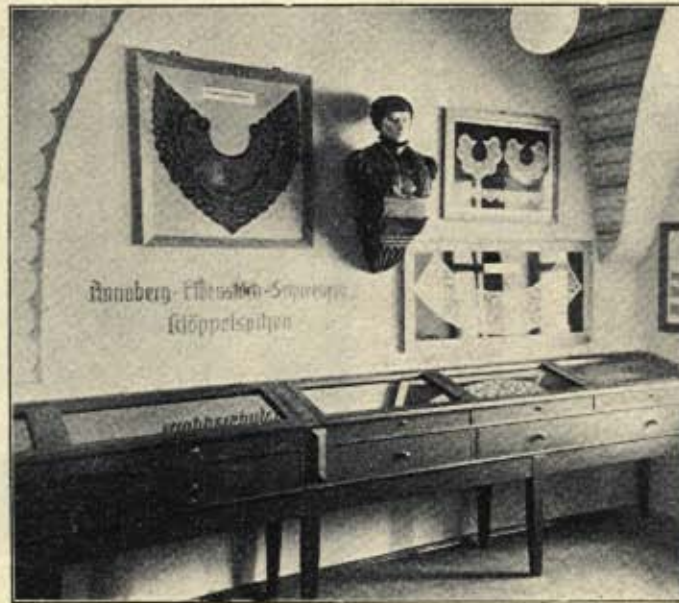
gebirgischen Volkes, von der Tüchtigkeit, der Hände Geschick, wie der natürlichgeschmacklichen Veranlagung ihrer Sinne.

Mit den starken Waffen Energie und Selbstbesinnung, wie sie in Zeiten schwankender Ereignisse von einzelnen Persönlichkeiten vertreten werden, lassen sie Berge versetzen. Mit wahrhaftem, unerschütterlichen Glauben an das Dasein strömen auch alle hierfür noch fehlenden Imponderabilien, wie es Moden, Umsätze, rauchende Fabrik-schlote, zufriedenstellende Arbeitslöhne und Ein-

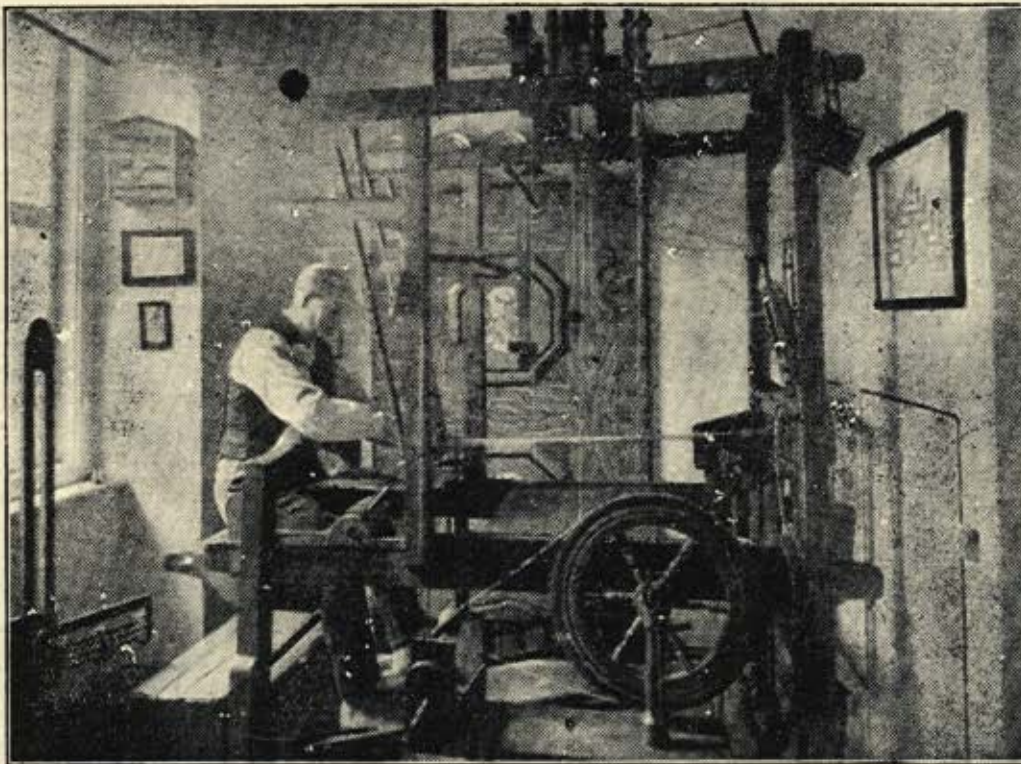
kommen sind, ergänzend zu dieser Hoffnung und werben für das unwägbare Glück, daß gegenwärtig im Erzgebirge noch nicht so recht ein zufriedenes Lächeln zeigen will.

* * *

Weitere Orientierung gewährt uns aber auch die Posamentierstube im Erzgebirgs-Museum zu Annaberg. Ein volkstümliches Museum soll ja in seinen Abteilungen auch einen Einblick in die besonderen Wohnverhältnisse der Heimat gewähren und dabei zugleich die Eigenart seiner (Fortsetzung siehe Seite 8.)



Im Erzgebirgs-Museum Annaberg.



Am Posamentierstuhl.

Erzgebirgstube im Erzgebirgs-Museum zu Annaberg.

(Fortsetzung von Seite 3.)

Endlich kam der Gemeindevorstand daher, Andreas folgte ihm in einiger Entfernung nach. — „Ums Himmels willen“, rief Frau Anna ihm entgegen. „Ihr seht mich so bejammernswürdig an. Sagt mir, ist meiner Christel in Dresden ein Unglück geschehen?“ — Er reichte ihr die Hand und sprach: „Liebe Frau, Ihr habt manche Sorge und manches Leid in Eurem Leben erfahren und dabei immer einen kräftigen Sinn bewahrt. Ihr werdet es auch jetzt tun. Es hat sich allerdings etwas sehr Trauriges mit Eurem Kinde zugetragen.“

„Ist sie tot? — Verschweigt mir nichts! Quält ein Mutterherz nicht, sagt mir alles, wie es steht, Ihr müßt es mir ja doch sagen!“

„Euer Kind lebt, Frau Anna, es ist nicht tot, und hoffentlich stellt sich das, was der Andreas berichtete, als ein Irrtum heraus. Ich kenne Eure Christel, ich weiß . . .“

„Sie hat gestohlen!“ rief Andreas, der nun auch dazugetreten war, in seiner poltrigen Weise. „Ja, und sie haben sie auf die Polizei gebracht, um da sitzt sie noch, weil sie goldene Uhren und Röllchen und Kleider und viele tausend Taler gestohlen hat!“

Frau Anna drückte ihr Gesicht in beide Hände, der kleine Hans, der bisher mit offenem Munde wie erstarrt dagestanden, sprang hinzu und suchte mit seinen Händchen den Kopf der Mutter aufzurichten. „Mutter, bist du krank?“ rief er einmal über das andere.

Der Gemeindevorstand suchte die gebeugte Frau zu trösten; sie hörte nicht, was er sprach. Plötzlich hob sie den Kopf empor, faßte mit ihren beiden Händen die Hand des braven Mannes,

Zustandes zu. Der Gedanke an die Schande, die sie erlebt, als sie an der Seite des Polizeidieners gegangen war, die bösen Reden des Hausmanns und seiner Frau drückten sie so nieder, daß, als der Gefangenewart die Türe hinter sich verriegelte und sie allein in der öden Zelle saß, sie sich platt auf den Fußboden niederwarf und das glühende Gesicht auf den kalten Stein drückte. Erst nach längerer Zeit trug das Gefühl der Unschuld etwas dazu bei, sie zu beruhigen. Sie erhob sich von der Erde



Die Einführung der Posamenten-Industrie im Erzgebirge.



Erzgebirgische Posamentierstube.

und mit einem innigen, vertrauenden Blick zum Himmel rief sie: „Ich danke Gott, daß meinem Kinde nichts Schlimmeres begegnet ist. So gewiß, wie dort der lichte Mond am Himmel steht, weiß ich: meine Tochter ist unschuldig, meine Christel kann nicht stehlen!“

Die Frau hatte diese Worte mit einer solchen Ueberzeugungsstärke gesprochen, daß der Vorstand nichts mehr hinzufügen konnte und ihr nur mit inniger Teilnahme die Hand drückte. Er bat sie nun, ihrer Kränklichkeit wegen die nebelseuchte Luft zu verlassen und im Hause mit ihm alles Nötige zu besprechen, was man für das Kind tun könne. Dem Andreas gebot er streng, im Dorfe auch nicht das Geringste von der Sache zu erzählen, um so mehr, da doch vieles in seinem Berichte übertrieben schien. Er selbst beschloß, morgen in der Frühe nach Dresden zu fahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und womöglich mit dem Kinde selbst zu sprechen.

IV.

Nachdem Christel ins Gefängnis geführt worden war, brachte sie die erste Zeit ihrer Gefangenschaft in einer Art fieberhaften

und warf sich auf das Strohlager. Aber bald kamen ihr andere Gedanken, die von neuem ihr Herz zuschnürten.

„Ach“, so jammerte sie vor sich hin, „meine Mutter, meine arme, kranke Mutter! Wer wird sie nun pflegen und für sie sorgen! — Wüßte sie nur zu Hause, daß ich noch lebe und wo ich geblieben bin! — Nein! nein!“ rief sie dann wieder, „das dürfen, das sollen sie nicht wissen! Wenn die Mutter das hörte, daß ihr Christel im Gefängnis sitzt, und wenn sie ihr gar erzählten, daß ich gestohlen haben soll, die Mutter müßte ja umkommen vor Schreck und Jammer!“ — Ein Strom von Tränen machte ihrem Herzen endlich Luft.

Allmählich kehrte Ruhe in die Seele des Kindes zurück, und es sank in einen langen, tiefen Schlummer. Auch der folgende Tag verging unter Kummer und Gram. Noch vermochte Christel auf nichts um sich her zu achten.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)



Von der Erzgebirgsschau auf der Leipziger Messe.

Nooch'n Peterohnd



Warim dr Karl net Schijn- keenig gewurn is

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Jedr Mensch hot e anneresch Schtadtnpfaar. Re Hubach-Karl feins warn de Präselegiertn Schijn. Odr dos war arblisch. Schie sei Vater ging vir de Schijn dorch'n Feier, un is gob kü Fastlichteet, wu net dr Hubach-Gottlieb drbei war. Un wie dr Karl noch Schulung war, hot'r fir sen Batr, wenn Schijnauszug odr Keenigschiehn war, vor'n Fastzug de Pappschachtel mit dr Schijnmig bis naus in dr Schiehhall getrogn un kriedet allemol als Trageluh von sen Batr e Wärschtel un Sammel gelaast. Su warsch aa vrschändlich, döb dr Karl, wie'r von de Soldatn rauskam, siech bei de Schijn neimachet.

Dr Karl war nu schie e Mannel Gahr in dr Präselegiertn un war bis zon Unnroffezier awangsiert, odr Keenig is 'r noch net gewasn. Un dos hot ne tichtig vrschnuppt, ar wollt allemol nooch'n Keenigschiehn ne Battel hiehae, odr warim, konnt mr net drfahrn. Nu schtand wieder emol is Keenigschiehn offn Tagetel. Dr Karl war zon Schmickingsauschuß-Virsitzendn bestimmt wurn un drei Schijnbridr mußt ne in seinr Arbit unrichtigh. Am Donnerstich gegn Ohnd machet dr Karl mit'n Marli-Oskar naus zon Färscht, im e Handwögel vollr Reifig ze hult, wumit se ne Schiehhall un de Gaststüb auschmickn wolln. Wie se noochts ihrn Bogn gelodn hattn, tranke se ben Schwär-Hermann un Faustpensen un e Gesech, dodrbei kame se aa offn Keenigschiehn ze redn.

„Do opfert mr siech auf, heßt Zeit un Gald na — odr deß mr emol Keenig wir — is enn net vorgönnt“, saht dr Karl zon Oskar, dar forz drauf drwidret: „Wenn's weitr nisch is, Karl, dann Ibel laa ogeholsn warn — odr de mußt schweign wie e Grob!“ — Dr Karl, dar de Hoffning, mol Keenig ze warn, in allr Näh' soog, sieh gelei noch en Benjel neitue un proftet ne Oskar zu. „Eene größere Fräd kennste mr gar net machn“, saht'r zon Nachbr, „odr wie wär dā dos möglich?“ — „Ganz eesach, de weßt doch, iech tu hintn anzänge, un du forst, wenn de ne arschn Schuß naus hast — forz — lang — lang — forz klingeln, noocherts weh iech — ihe siecht dr Karl — do missn nār Zwanzing agezängt warn!“ Hast de's kapiert?“ Dr Karl nickt un dr Oskar saht: „Odr nisch mahrn!“, un leget zor Bekräftigung de Finger off de Pippn. Nooch ner Weil sei se mit'n Bogn dr Waltherschdörfr Stroß vir un noochts in dr Hall nei. —

Am Freitag un Sonnohnd hobn de Schmickingskameradn de Schiehhall defertiert, un dr Karl konnt gar net genug Papierfahne drunneibrahme; odr de Wirking war fabelhaft, wie dr Hauptmann am Sonnohndohnd am Schtammtisch lobet.

Do de domoling Schijn genau wie de Infanteristn ben Militär uneformiert warn, hatt' dr Karl am Sunntig tichtig ze flimmern. Un wehe seinr Fraa, wenn se eppr de Poppomade vrmahrt un läne frische Schachtel von Bengert-Gustav beforgt hätt, do wär ne Sunntig kü Schtadn gerode geschtandn. Odr is Refel war salberscht bissel schtolz off ihrn Unnroffezier un sieh sieh nisch ans Zeig flicn.

Am zeitig Nachmittig marschieret dr Schijn-Fastzug von dr vödern Talsträß, dorin wuhnei domols dr Hauptmann, ihr dr Brüd, dorch dr Karlsbadr, dr Brauhausstroß wieder vir, dr altn Schlatne Schtroß ibrn Reibau zor Schiehhall. Unnwegs

bei dr Kunze-Willa zweigetn de Artilleristn ab un machetn ne Preisbarg naus, weil se ben Citraffn dr Schijn am Heim aus ihrn zwee Kannone Böller lusfeiern mußt. War nocherts de Fahn' unnern Präsektiermarsch in dr Schiehhall eigebracht, wur waggetratn, un is dauret net lang, ging is Gefrach off de Schiehhall lus.

Dr Karl hatt's net su eilig mit'n Schiehn un dacht, komm iech heite net drzu, sieh ich abn morgn — dr Oskar wir sieh dos Ding schmeihn. Do ne de Kahl ganz ausgetreicht war, machet dr Unnroffezier Hubach offn Fastplatz naus un drängt sich ben Albin an dr Bierbud na, wu sieh Lampeln Schijn un Zivelistn ihrn Doricht löschn. Odr dr Karl war kü Biervracht, un wie's bei settn Fastlichteetn is, Freinde mit Schpendierhufn findn sich immer, su döb is net lang dauret, un dr Unnroffezier hatt en Hieb wag. Wie de Refel mit de Kinnr offn Schijnplatz eitruddlet, begrühet se ihr Maa harmonisch mit „Puppchen, du bist mei Augnstern!“ Do war 'r odr agekomme. „Du besoffner Dingerich — scham dich e bissel, enn vir alle Zeit ze blamiern!“ un drwischt ne ben Gackel un zerret ne im dr Bud nimm, wu se ihr'r Ehehälft ne gehörige Vektü dräset, die bewirkt, deß dr Karl siech mit seinr Familie anständig an en Tiesch naset. Dan Toog wurn alle Winsch, sei's nu e Zuckerbier, odr vir de Kinnr Wärschtel un Sammel, odr aa e Fische un Sammel, uhne gruze Wiedrred drfüllt. Wie's finstr wur un de Refel mit de Kinnr ne Klemm-Paul sei schiene Allemenatiu bewunnert hattn, ging's ehämm — odr uhne Karl, dar sei seelisch Gleichgewicht wiedrgefundn un huch un teier seinr Fraa vrsproch, spätestns im Elfe drhäm ze sei.

Wie de Schijn im Schtammtisch immering zusammsohn, war is Hauptthema is Schiehn vom Nachmittig, un de Schankstn vir'n Keenig, die virn Schwarzbach-Fritz günstig standn, weil 'r ne 19. 20. 19 in dr Fastscheib neigepfaffert hatt. „Iech weh net“, sieh siech drunneir dr Karl vranamme, „iech hob su ne Ahning, als wür iech diesmol Schijnkeenig!“ un zwinkret mit de Augen freindlich zon Marli-Oskar nibr. Spigh vrschiet dr Geibel-Päd: „Warim dā net, Karl, is passiern manichmol Wunner — de wehst doch, deß de dümmstn Tolsn immer de größtn Kofinnig hobn!“ Dr Karl reaschieret net drauf, sondrn langet is leere Bierglos ne Teimer-Mag nimm, im e volles drgegen eizetauschn!

Is war sieh weit ihr Mitternacht, wie dr Karl mit'n Fadel-Mag ibrn Galling bei dr Rosch-Schei' nooch dr Kihwät reimaht. Wie se noocherts ben Karl vor dr Haustir e Schtanderle hielt, frug ne neugierig dr Mag, wie 'r dā die Behauptung aufschtehn kennt, deß ar morgn Keenig wür! „Gib dei Hand här un vrsprach mr, niemandn wos drou ze dröhln!“ saht dr Karl un vrrauet nu ne Mag is Klingelgehämmis a.

Am annrn Morgn bei dr Rewall dröhlet de Fadel-Mag-gusch sen bestn Freindn ne Lapp firn Keenigschuß — forz — lang — forz. De Folg war, deß am Nachmittig su Stid zah Schijnbridr drei Zwanzing schossn, un im Sechle dr Modis-Albin, dar de Schiehleiting hatt, de Keenig-Anwärtr atratn sieh zon Stachschuß. Dr Karl war ganz drschtaunt ihr die vielen Kandedatn, un wie 'r ne Fadel-Mag drbei soog, ging ne e Säfn-siedr auf, un 'r hätt ne zruppn kenne. Re bestn Schuß im Stachn gob dr Kreitel-Fleesch ab un wur dodrmiet Keenig.

Wie de Schijn mit ihrn Weibern ohnds bei'n Freiaffn un trinkt in dr Gaststüb beisammsohn, hielt dr Schijnhauptmann ne Red un feiret ganz besonneresch de Schiehleitingn dr Schijnbridr un betonet, deß in dr Geschichte dr Schijngilde noch nie su hart im de Ehn des Keenigs gekämpft worden wär, dā zah mol drei Zwanzing wär noch net dogewasn. Dr Hauptmann schloß mit in dreifachn Huch offn neie Schijnkeenig, in dos alle begeistert eistimmeln, nār dr Karl net, dar sieh über sei begangne Dummheit ne Fadel-Mag gegnibr im de Keenigs-Ehn gebracht soog, un sich ball ze Drack ärgret. Dr Fadel-Mag machet dan Ohnd en grufn Bugn im Karl un dr Marli-Oskar hatt sei liebe Rut, all die vielen Schnäps un Bier ze vrtisgn, die ne de Klingelzächn-Meestrschijn schpendieretn.

(Fortsetzung von Seite 5.)

Bewohner kennzeichnen. Um dies zu ermöglichen, hat die Museumsleitung in Annaberg bekanntlich eine „Erzgebirgstube“ eingerichtet.

Das Erzgebirgs-Museum Annaberg ist bestimmt das einzige in Deutschland, welches dem Beschauer eine so eindringliche Orientierung über unser Kunsthandwerk bietet. Auch der Laie wird hier interessiert an der wunderbaren Veranschaulichung unseres Gewerbes. In vielen Schränken und Glaseinlagen wird die primitive Anfangszeit der Urvölker in Arbeiten vorgeführt, welche schon ein „Schmücken“ ihrer Gewänder und ihrer Bohn-Einrichtungen zeigt. In sehr sach- und sachgemäßer Staffellung zeigt man hier die Anfänge unserer Kunst vom Mittelalter, zur „Bergmannszeit Annabergs“, bis in die jetzige moderne Zeit der neu erfundenen Maschinen. Wohl kaum eine zweite Stadt kann eine so reichhaltige Sammlung der wertvollen Handarbeiten der Erzgebirgerinnen der vergangenen Zeiten aufweisen wie Annaberg. Unersehbliche Werte liegen in den Auslagen, die gut und anschaulich ge-

ordnet,
den Be-
schauer
befriedi-

gen. Mancher Berufskollege studiert dort zu Zeiten die alten schönen Arbeiten und holt sich neue Ideen für neue Musterungen.

Schon der Türrahmen, der der Bauernmalerei der alten Schränke angeglichen wurde, weist auf die Vorliebe des Erzgebirgers für bunte, bewegte Farben hin. Tische, Stühle, Schränke und das Himmelbett aus dem Jahre 1690 sind stilschlecht zusammengelegt — ohne Verwendung von eisernen Nägeln, nur geleimt und gefügt. Maler Leonhardt hat es ausgezeichnet verstanden, die Tür zum eingebauten Wandschrank mit bunten Blumen zu schmücken und so seiner Umgebung anzugleichen. Von den Simsen und Wandbrettern blicken Krüge und Teller Annaberger, Geyer'scher und Marienberger Zinngießer auf die Besucher herab. Reicher Bilderschmuck zeigt zugleich die Liebe des Erzgebirgers zur Religion und seinen ausgeprägten Familiensinn. Auch die Salzmeße, der Beerenkamm, das Mangelbrett und selbstverständlich das Bogelbauer mit dem Stieglitz fehlen nicht.

Die Posamentierkunst bildete neben der Spitzentöpferei die ursprüngliche Grundlage der Bedeutung Annabergs als Industrie- und Handelsstadt, und ein großer Teil der Bewohner des Erzgebirges war als Heimarbeiter oder selbständiger Unternehmer in diesen Erwerbszweigen tätig. So zeigt uns die neueröffnete Erzgebirgstube in anschaulicher Weise diese berufliche Eigenart unserer Heimat. Rechts in der Ecke steht der Posamentierstuhl, der in entgegenkommender Weise von einer Posamentenfirma geliefert und ge-



Posamenten und Spitzen
im Erzgebirgs-Museum Annaberg.

brauchsfertig instand gesetzt wurde. Am anderen Fenster wurde ein Klöppelsack aufgestellt. Auch hier ist alles gebrauchsfertig: die Klöppel sind gefüllt, die Briefe gestochen, die Nadeln gesteckt und eine wundervolle Spitze zeigt alle Arten der Klöppelkunst. Und doch wäre alles nüchtern und kalt, wenn nicht der heimische Kunstschneider es verstanden hätte, mit seinen geschnitzten Figuren alles zu beleben. Eine erzgebirgische Familie wird hier vor Augen geführt. Der Vater sitzt in Hemdsärmeln am Posamentierstuhl. Seine Augen sind vom scharfen Schauen auf den Flittergürtel, der unter seinen Händen entsteht, überanstrengt. Am Klöppelsack sitzt die Mutter. Güte und Milde spiegeln sich in ihren Gesichtszügen. Mit der linken Hand hält sie die Klöppel, mit der rechten steckt sie eine Nadel um. Vor ihr ruht in der Wiege das jüngste Kind. Am Kaffeetisch sitzen sich die beiden Geschwister gegenüber. Der sechsjährige Junge mit seinem schelmischen Lächeln beißt gerade ins Butterbrot. Stolz ist er, daß er barfuß laufen kann. Das zwölfjährige Mädchen mit der Gretchenfrisur schaut treuherzig und zufrieden in die Welt. „Eingetunkt schmeckt das Brot besser“ — scheint sie zu denken. Die Töpfe mit Milchkaffee, Brot und Butter sind so täuschend ähnlich geschnitzt und gemalt, daß wohl viele Besucher des Museums sie für natürlich halten werden. — In Verbindung mit den Museumsbeständen der Vorbildersammlung der Fachschule Annaberg-Buchholz ließe sich hier der Hauptteil eines späteren Posamentier-Fach-Museums schaffen, welches bedeutende Kulturwerte in sich bergen würde.



Erzgebirgische Frau am Klöpplack.



Ein bekannter Buchholzer Posamentier, Theodor Mehner, im Meisterhaus wohnend, an seinem Stuhl arbeitend.